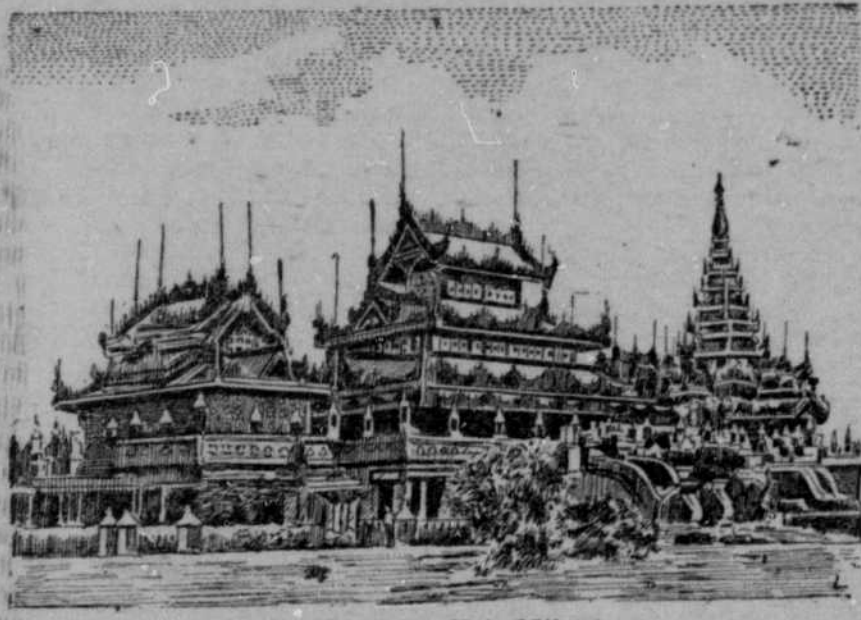


# Birma einst und jetzt.

Die Eroberung durch die Engländer. — Das Land außerordentlich ertragsfähig. — Reis, Teakholz, Petroleum und Farbhölzer die Hauptausfuhrgegenstände. — Schnelles Aufblühen der Städte Birmas. — Cleverheit bei der Arbeit. — Sehenswerte Baudenkmäler in den Städten.

Unter allen Kolonien des britischen Weltreiches nimmt wohl Birma, was die Ertragsfähigkeit im Vergleich zu den angewandten Opfern, sowie die Schnelligkeit der Rentabilität an-

so dünn bevölkerte Land, das noch Millionen von Menschen zu ernähren imstande ist, zu kolonisieren. Waren doch in Oberbirma im Jahre 1899 von 24,619,662 Acres fruchtbar



Das Glasloster König Thibaw's.

langt, die erste Stelle ein. Die beiden ersten Kriege, die England um die Eroberung Unterbirmas 1824 bis 1826, sowie im Jahre 1852 führte, erforderten zahlreiche Menschenopfer, woran allerdings vorwiegend die klimatischen Verhältnisse schuld waren; Oberbirma hingegen fiel Ende 1885 fast ohne Schwertstreich in die Hände der Engländer, eine Perle von unschätzbarem Werte, die den Besitz Unterbirmas außerordentlich steigerte.



Das „Zentrum der Welt.“

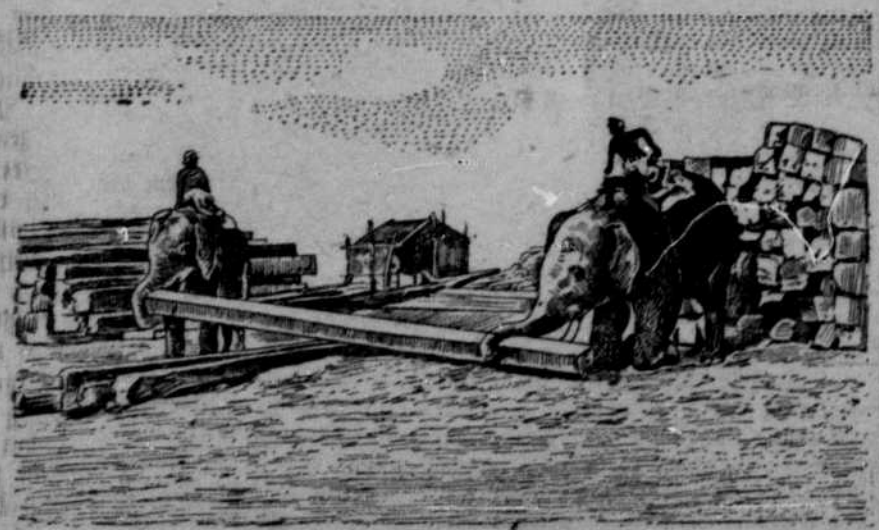
Ein Enderlebnis Oberbirmas in das britisch-indische Reich erfolgte offiziell am 1. Januar 1886; sie machte einer ebenso grausamen als rückwärtigen Despotenwirtschaft, die eine Entwicklung des Landes unter-

Landes erst 1,818,962 bewirtschaftet; dabei muß man in Erwägung ziehen, daß nicht nur der Reisbau, sondern auch andere Feldfrüchte dank der günstigen klimatischen Verhältnisse nicht mihraten wie in Vorderindien, wo infolge dessen in schlechten Jahren Hunderttausende eines elenden Hungertodes sterben.

Einen schweren Kampf um seine Existenz führt der Birmane nicht; dies mag wohl auch der Hauptgrund seiner Gleichgültigkeit und seiner Verwechslung sein, die sich schon in seinem Aeußeren offenbaren. Seine Haartracht und Kleidung, seine Eitelkeit und Puffsucht haben etwas Weibliches, das uns abstößt. Es gilt unter allen dort anwesenden Europäern als feststehende Tatsache, daß in diesem Lande die schwächere Hälfte die energiereichere, praxischere, lebensfähigere ist.

Diesem Umstand verdankt die Birmanin, verglichen mit anderen Völkern, ihre glänzende Position, ihre Freiheit, ihre Nachsicht im Kaufe, wo sie sehr oft die führende Rolle spielt. Erstmalig ist es, wie nichtern die Birmanin ihre eigenen Landsleute einschätzt; sie zieht als Gattin jeden Einwandbarer fremder Rasse vor. Ganz besonderer Wertschätzung erfreuen sich aber die Chinesen, da sie intelligent, fleißig und sparsam sind und infolge dessen die besten Aussichten haben, vorwärts zu kommen.

Wie sehr Birma sich unter dem massenhaften Zustrom fremder Elemente aus Vorderindien, der malaisischen Halbinsel und Sibirien verändert, das zeigt sich in Rangoon, dem Tor Birmas, durch das der Fünftel des Gesamthandels des Landes ein-



Arbeitselanten in der Sägemühle.

graben hatte, ein Ende. Alle, ausgenommen die Günstlingschar des Hofes, sowie die unter birmanischer Herrschaft allmächtigen buddhistischen Pfaffen, erkannten denn auch bald den Segen des Regierungswechsels, unter dem das Land hinfort einen ungeahnten Aufschwung nahm. Und keiner, der Kenntnis hat von der bluttriefenden Geschichte, all den Greueln und Gewalttaten, die sich noch im Jahre 1878 gelegentlich des letzten Thronwechsels im Königspalast zu Mandalay abspielten, der weiß, wie aus feiger Furcht erdarmungslos alle Blutsverwandten, die etwa Anspruch auf den Thron erheben konnten, einerlei ob Greis, ob Säugling, hingerichtet wurden, wird das geringste Mitleid mit den Urhebern dieser Verbrechen haben.

Die Birmanen sind ein eiergeleses Volk. Ohne aufzumucken haben sie sich Jahrhunderte lang von ihren eigenen Herrschern und fremden Völkern machen lassen. Nicht nur im Kriege, auch im alltäglichen Leben ist der Birmane untüchtig; er läßt sich ohne Widerstand zu leisten, von allen Rassen verdrängen, die die britisch-indische Regierung heranzieht, um das noch

und ausziehen, am allerunfähigsten. Rangoon, vor fünfzig Jahren noch ein elendes Dorf, erhob sich nebenstatta und Bombay dank dem Umschwung der politischen Verhältnisse zur drittgrößten Handelsstadt des indisch-britischen Reiches. Dieser nun hochbedeutende Handelsplatz steht aber noch lange nicht auf seiner Höhe; er wird in absehbarer Zeit, in Anbetracht des reichen Hinterlandes und der rapide zunehmenden Bevölkerung sich zweifellos noch eines großen Aufschwunges erfreuen.

Allerdings sind die Reichtümer Birmas anderer Art, als sie sich der Nichtkenner des Landes nach phantastischen Reiseberichten vorstellt. All die Märchenschätze, an denen das Land überreich sein soll, wie Gold, Silber, Rubinen, Saphire, Eisenstein usw., spielen gar keine Rolle im Vergleich zu den riesigen Werten, die Reis, das Hauptnahrungs- und Ausfuhrprodukt, Teakholz, Petroleum, Farbhölzer, Baumwolle und andere keineswegs „poetische“ Handelsartikel darstellen.

Birma, insbesondere Oberbirma, wurde für die Völker Vorderindiens und der malaisischen Staaten ein Neu-

land, ein Amerika, wo es reichlich Arbeit und höheren Lohn als in der Heimat gibt, wo sie Gelegenheit haben, Ersparnisse zu machen. Unter diesen Umständen werden die Eingeborenen, besonders in Rangoon, wo bereits zwei Drittel der Bevölkerung aus eingewanderten Elementen bestehen, scharf zurückgedrängt. Im Jahre 1872 zählte Rangoon rund 36,371 Einwohner; ab'r dank der Massenwanderung stieg man 1901/1902 bereits 235,000 fest, die sich folgendermaßen verteilen: 83,631 Buddhisten, größtenteils Birmanen, 82,994 Hindus, 43,012 Muselmanen; der Rest setzte sich aus Chinesen, Siamesen, Malaien usw. zusammen.

Wer die Verhältnisse nicht genau kennt, mag zunächst über das Vorgehen der britisch-indischen Regierungslagen, welche gewaltsam mit fremden Elementen das Land zu überfluten scheint; doch hat diese, wenn sie die ungeheuren Strecken Landes verwerten will, die noch der Kulturmangel warten, keine andere Wahl. Leider ist, wie ich mich vielfach überzeugte, mit dem lebenswichtigen, gutmütigen, vergnügungslüchtigen, aber faulen Birmanen, der jede harte Arbeit scheut, der nicht, wie er selbst sagt, genützt ist, dem Engländer den Ruck abzugeben, nicht viel anzufangen. Von der äußersten Südspitze Birmas bis zum äußersten Norden fand ich überall dieselben Verhältnisse: die Regierung ist unbedingt auf fremde Arbeitskräfte angewiesen. Weder beim Köchen der Schiffsladungen noch beim Bau von Straßen, Kanälen oder Bahnen wird man birmanische Kräfte erblicken; diese Arbeiten verrichten fast nur Madrasleute und Tamilen.

Ein heute der Zahl nach noch nicht sehr bedeutendes Element, das aber in absehbarer Zeit in Birma eine große Rolle spielen wird, sind die Chinesen, die als Kaufleute, Unternehmer aller Art, sowie auch als

Zimmerleute wegen ihrer hohen Intelligenz, Nüchternheit und Tüchtigkeit hochgeschätzt sind. Unter allen farbigen Einwohnern in Birma sind die Söhne aus dem Reiche der Mitte die höchstlebendigen, unternehmendsten, weitblickendsten. Sie dringen sogar zuweilen mit Lebensgefahr in Wilden- gebiete vor, wenn ihnen reicher Gewinn winkt.



Birmanische Karre, von Zebus gezogen.

Unvorsichtigkeit über Bord fallen lassen.“ Gerhard sagte es ohne Erregung. Ich hoffe die Menschen, die ein solches Unglück mit störrischer Ruhe hingenommen. Trotz dieses für ihn heftigen Verlustes schien Gerhards nicht traurig zu sein, als wenn er zum Beispiel seine Schwiegermutter verloren hätte. Ich antwortete daher mit Rülhe:

## Ein Privilegium.

Im Jahre 1509 verließ Kurfürst Joachim von Brandenburg seinem Barbier Heinrich Eyde das ausschließliche Recht des ersten Verbandes aller Verwundeten in Berlin und Cölln und sagt in der Verleihungs-Urkunde: „Nachdem Uns aus fürstlicher Obrigkeit und allem Herkommen der erste Verband eines jeden Verwundeten in Unseren Städten Berlin und Cölln vor allen anderen zusteht, so verleihe Wir dieses Recht Unserem Heinrich Eyde, Barbier, seiner Kunst in der Wundarznei willen auf fünf Jahre, wofür er Unsere, Unser lieben Gemahel und Unserer lieben Kinder Füße alle Wochen zweimal waschen und auch die Häupter rein halten soll.“



Am Molo in Venedig.

## Die Pfeife.

Eine Seemannsgeschichte von G. Binder.

Ein Seemann raucht bekanntlich gerne Pfeife und lügt nie. Dieser Satz ist notwendig zur Erklärung der folgenden Geschichte. Unser Schiff, eine stattliche Bark,



lag im Hafen von Singapur. Eines Abends ging ich in das Zimmer meines Freundes und Kollegen, der den deutschen Namen Gerhards trug.

Gerhard hatte als Steuermann ein geräumiges Zimmer an Bordseite, um das wir ihn alle beneideten. Er war es daher gewohnt, oft Besuch zu empfangen, zumal er ein verträglicher Mensch war, der außerdem vieles gesehen hatte und daher auch viel erzählen konnte. Als ich in das Zimmer kam, wollte ich meinen Augen nicht trauen. Ein feiner bläulicher Zigarettenqualm füllte nämlich den Raum in vollständigen Nebel ein. Man denke sich Gerhards, der fortwährend eine kurze Pfeife im Munde hatte, mit Zigaretten! Gerhards, dieses edelsten, weithergehenden Seemann, den man sich ohne Pfeife überhaupt nicht denken konnte!

Ich fragte ihn sofort nach dem Grunde dieses höchst sonderbaren Umstandes.

„Ich habe meine Pfeife vor einem Monat im Hafen von Colombo aus-

gen, auch fehlte jede Verzierung daran. Aber Du weißt, ich bin für das Einfache. Und gerade durch ihre Einfachheit wuchs mir diese Pfeife so sehr ans Herz. — Nach vierzehn Tagen hatte ich sie zum ersten Male verloren. — Ich zeigte den Verlust in drei Blättern an. — Es half nichts. Ich fragte jeden Menschen, mit dem ich zusammentraf, ob er meine Pfeife nicht gesehen hätte. — Ich wurde schließlich für verrückt erklärt. — Jeden Menschen, der eine Pfeife rauchte, sah ich starr an in der Hoffnung, mein Zügel in seinem Munde zu entdecken. — Alles war vergebens. — Wer wird sich auch schließlich um eine einfache Pfeife kümmern! — Und doch betam ich sie wieder!“

Ein alter Schiffer, dessen Schiff neben dem unsern lag, kam mit ihr zu mir an Bord. Er hatte von meinem Verluste gehört und brachte mir die Pfeife wieder. Ich umarmte ihn, schenkte ihm eine größere Summe und versprach ihm, seiner in meinem Testament zu gedenken. Er dankte und jagte mir noch, daß er die Pfeife in einem großen Brote, in das sie aus Versehen hineingebunden worden sein mußte, gefunden hätte. Er meinte, dieses schiene ihm bemerkenswert.

Nach ein paar Wochen fuhr unser Schiff nach Italien. Da wir: Frankfurt nach Neapel hatten, so freuten wir uns begreiflicherweise alle auf die Stadt. Du kennst ja Neapel. Na, dann kann ich mir ja Einzelheiten sparen. Wir befragten damals auch selbstverständlich den Besuz. Ich beugte mich über den Rand des Kraters, um besser hineinsehen zu können. Da plötzlich, Du kennst Dir meinen Schreck denken, fällt meine Pfeife, meine schöne, einfache Pfeife, in den Abgrund. Jetzt gab ich natürlich die Hoffnung auf.

Ich kaufte mir hundert Zigaretten und wollte mit ihnen eine würdige Trauerfeierlichkeit zu Ehren meiner Pfeife begehen. Ich konnte es nämlich nicht über das Herz bringen, eine andere Pfeife an meine Lippen zu nehmen.

Am anderen Morgen wurden wir durch ein fürchterliches Getöse aufgeschreckt. Unser Schiff hing auf einmal an zu schaukeln, so daß wir glaubten, der jüngste Tag sei angebrochen. Es war ringsum dunkel und es roch nach Schwefel und verbranntem Nadelgummi.

Nach schrecklichen Minuten voller Ungewißheit und banger Sorgen erkannten wir endlich die Ursachen des Tumultes.

Der Besuz war in Tätigkeit. Das Donnern und Losen ließ allmählich nach und die Luft wurde frischer und heller.

Wir fuhren an Land, um den Schaden zu besehen. Die glühende Lava hatte in der kurzen Zeit drei blühende Dörfer vernichtet. Mittags war wieder alles soweit ruhig, daß wir es wagen konnten, den Unglücksberg zu besichtigen. Ich kletterte ebenfalls die steile, mittlerweile hart gewordene Lava hinauf. Plötzlich gleite ich ab und rutsche in erschreckender Geschwindigkeit den Berg hinunter. Ich sah meinen Tod vor Augen, denn jeden Augenblick kam ich einem steilen Abgrund näher. Einem



Abgrund von mindestens dreihundert Fuß Tiefe. Plötzlich sieht mein Fuß an einen harten Gegenstand. Ich bekomme einen Ruck und bleibe in selber Augenblick liegen. Nach kurzer Zeit wagte ich, um mich zu sehen. Und was war es? Kein A, kein Stein und kein Strauch! Nein, meine Pfeife ragte aus der Lava heraus, in der sie festgebrannt war. Meine Pfeife, meine einfache Pfeife hatte mir das Leben gerettet. Mittlerweile hatten die anderen zu meiner Rettung ein Seil heruntergelassen. Ich nahm meine Pfeife und ließ mich voll glücklicher Freude emporgleiten.

Hier unterbrach ich meinen Freund:

„Die Pfeife sah doch fest in der Lava! Wie konntest Du sie denn lösen?“

„Die hatte sich doch durch den Anprall meines Körpers gelodert!“ Ich war geschlagen und erzählte weiter: „Es würde zu weit führen, wenn ich Dir alle meine Erlebnisse mit der Pfeife jetzt haarlein wiedergeben würde. — In Buenos Aires wurde ich einmal von Strolchen überfallen. Sie nahmen mir alles was ich hatte. Stod, Kleider, Messer, Hut — nur meine Pfeife ließen sie mir. — In New York wurde ich von der elektrischen Bahn überfahren. Mein linker Arm und drei Rippen zerbrachen — meine Pfeife blieb jedoch heil. Auf

einer Robbenjagd in der Nordsee traf mich die Kugel eines unsicheren Schützen an der linken Wade. Der Arzt konstatierte, daß meine Pfeife unfehlbar getroffen worden wäre, wenn der Schuß drei Zentimeter weiter nach rechts gegangen wäre. Ich habe in diesen zehn Jahren achtmal Schiffbruch gelitten. Sechsmal rettete ich die Pfeife selbst dabei, einmal wurde ich schon halb ertrunken mit der Pfeife im Munde ausgefischt, und einmal wurde sie mir auf dem Konsulat in Halifax überreicht. Unser Schiff war in der Nähe von Halifax gestrandet und es war, nachdem wir gerettet waren, infolge des schweren Wetters unmöglich, an Bord zurückzukehren. Nach zwei Tagen hatten Wind und Wellen ihr Zerstörungswert an unserm Schiff vollendet. Es trachte und flog in Fegen auseinander und ablandiger Wind und die Wellen trugen die Trümmer vom Lande fort der See zu.

Als einzige Wahrzeichen der Strandung wurden ein Rettungsring und meine Pfeife auf dem Konsulat abgegeben. Du kennst Dir jetzt denken, wie ich an dem Kleinod hing und noch hänge. Aber ich tröste mich, wie gefogt, über den Verlust, denn ich weiß, daß sich die Pfeife wieder-



finden, daß eines Tages ihr würziger Duft mein sorgenschweres Haupt wieder umgeben wird.“

Gerhard hatte seine Erzählung beendet.

Er zog sich bald darauf an und ging an Land.

Ich hatte Wache und konnte nicht mitgehen, leider, denn das bunte Treiben zur Abendstunde in der Hauptstraße von Singapur ist so eigenartig, und ich hätte es damals noch nicht kennen gelernt. So blieb ich an Bord zurück und sah die Millionen Lichter und Laternen aufblitzen, sah buntpfeifende Papierlampen durch die Dunkelheit leuchten. Für den Fremden ein bezauberndes Bild.

In der Nacht um drei kam Gerhards vollständig betrunken wieder an Bord zurück. Auf allen Beinen kletterte er auf das Mastkreuz hinauf. Als er mich erblickte, stürzte er in meine Arme und rief: „Ich hab' sie wieder! Ich hab' sie wieder!“ Der Vetter muß sich jetzt einen Augenblick ausruhen, um die neue Fügung des Geschickes mit dem nötigen Gleichmut aufnehmen zu können. Gerhards erzählte mit brechender Stimme, daß er in eine Hafenwirtschaft gekommen sei, in der ein großer Haifisch ausgestellt war. Neben dem Fisch lagen die Sachen, die er im Magen gehabt hatte: drei Konventionbüchlein, ein Weis, ein Stiefel, eine Knackfrange, drei Schraubenzieher und — seine Pfeife, seine einfache, schöne Pfeife.

Ein Seemann raucht bekanntlich gern Pfeife und lügt nie.

## Die Witwen-Flagge.

Im Innern Sumatras herrscht der sonderbare Brauch, daß der Wind darüber entscheidet, wie lange die Witwenhaft einer Frau dauern soll, die ihren Gatten verloren hat. Unmittelbar nach dem Tode ihres Mannes pflanzt die Frau vor ihrer Hütte oder ihrem Hause einen hohen Flaggenstod auf und läßt an der Spitze des Stodes eine Flagge, die lustig im Winde flattert. Solange die Flagge unbeschädigt bleibt, darf die Witwe die Hütte nicht verlassen, muß die Trauerkleider beibehalten und den Tod ihres Mannes beklagen. Sobald aber durch den Wind die Flagge beschädigt wird, ein Stück von ihr abreißt, oder ein Riß in ihr entsteht, hat die Witwe das Recht, die Trauerkleidung abzulegen und den ersten besten, der kommt, um ihre Hand zu werben, zu heiraten, wenn er ihr irgendetwas gefällt. Ein ordentlicher Sturm ist daher für die Witwen der Insel Sumatra eine sehr willkommenes Ereignis, besonders für diejenigen, welche Geliebten haben und von den strengen Vorschriften der Trauer befreit sein wollen.

— Im Eifer. Junger Chemann (als er die stark verjüngte Suppe kostet): „Ei, ei bist Du so verliebt in mich?“

Gran (die die Schuld auf die Sköchin (schien will): „Ich bin's ganz gewiß nicht gewesen!“

— Begreiflicher Wunsch. Arzt: „Sie sind zwar wieder gesund; aber Sie müssen sich vor jeder Aufregung, vor jedem Neger in acht nehmen!“

„Nicht wahr, Herr Doktor, Sie schiden mir mit Rücksicht darauf vorläufig die Rechnung noch nicht?“